

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

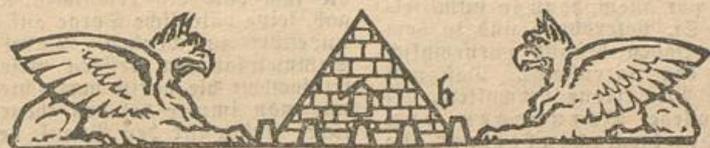
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

25.7.1926 (No. 30)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 30



25. Juli 1926

Philipp Leibrecht / Aus dem Leben eines
russischen Diplomaten in Karlsruhe 1817/28
(Gustav v. Struve der Ältere).

Aus einer alten Familienschrift.

Am östlichen Flügel der formenehlen Gruftenhalle des alten Karlsruher Friedhofs steht der Gedenkstein eines Mannes, dessen Name freilich mehr durch seinen ruhelosen Sohn¹⁾ der Nachwelt vertraut geworden ist als durch ihn selbst und sein vornehmlichstes Menschentum. Der in klassischen Formen gestaltete Stein trägt die Inschrift:

Hier ruht die Asche des Russisch Kaiserlichen Staatsrats, Ritters Gustav von Struve, Geschäftsträger am Großherzoglich Badischen Hofe. geb: zu Regensburg 26. Sept. 1763. gest. zu Karlsruhe d. 6. May 1828. Er ruht im Frieden. Sein Andenken segnen die Seinen und ehren Alle, die ihn kanten.

Vor mir liegt eine alte Familienschrift, in der das Leben des Staatsrats Gustav von Struve und der Seinen mit liebevoller Sorgfalt aufgezeichnet ist. Der Verfasser dieser — als Manuskript gedruckten und nur im Familienbesitz befindlichen — Uebersetzungen und Bilder aus dem Leben unserer unvergesslichen Eltern²⁾ des Karlsruher Staatsrats zweitältester Sohn und der ältere Bruder des in den badischen Landen zu so seltsamer Berühmtheit gelangten Revolutionsmänners Gustav von Struve. — In dem zwanglosen Behagen alter Chroniken geschrieben, atmen diese Blätter ganz den Geist jener in sich einzigen Zeit um die bedeutungsvolle Jahrhundertwende europäischer Geschichte und deutschen Schicksals. Es sind Jugend-erinnerungen, und als solche von ihrem Verfasser selbst einem „schlichten Gemälde“ verglichen, „das auf nichts Anspruch macht, als auf die Liebe, womit es gezeichnet ist, und auf die Treue des Gedächtnisses“ seines bescheidenen Chronisten. Und wenn ich mir auch wohl bewußt bin, daß das im folgenden aus der Familienschrift Veröffentlichte keinen ungewöhnlich wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte von Zeit und Heimat darstellen wird, so dürfte ich es doch eines weiteren Interesses wert und sicher glauben, zumal in dem kleinen Buch die Karlsruher Jahre der Familie von Struve (1817—1828 bzw. 1842) mit besonderer Ausführlichkeit geschildert sind und andererseits gerade Aufzeichnungen aus jener Zeit in der badischen Memoirenliteratur nur spärlich vertreten sind. Ich habe deshalb auch im folgenden den ersten Teil der „Uebersetzungen und Bilder“ in eine kurze biographische Skizze Gustav von Struves zusammengefaßt, um die Erinnerungen an seine Karlsruher Lebenszeit möglichst ungekürzt bringen zu können. Dieses Einschränken, Weglassen, Zusammendrängen in der Wiedergabe des Textes wurde mir freilich oft sehr schwer. Denn gerade beim Lesen des ersten Teils mit seinen anmutigen Berichten aus der Jugendzeit, Verlobung und Hochzeit des Verewigten glaubt man oft in einem rechten und echten Romantikerbilderbuch zu blättern, dessen Seiten Kersting, Steinle, Richter und der junge Schwind mit ihrer heiteren kommen Kunst geschmückt.

Johann Gustav von Struve entstammt einer alten Familie, die dem vergangenen Römischen Reich deutscher Nation mehrere hervorragende Juristen geschenkt hat.³⁾ Sein Vater (Anton Sebastian Str. 1729—1802⁴⁾) war russischer Gesandter am Deutschen Reichstag zu Regensburg und wurde als solcher durch Verleihung des Vladimir-Ordens geadelt. Nach fleißigen und sonnigen Lehrjahren auf dem Regensburger Gymnasium, der militärischen Karlsakademie in Stuttgart und der Universität Erlangen, begann der junge Gustav seine diplomatische Laufbahn bei der russischen Regierung in Warschau, um dann bald der Gesandtschaft seines eigenen Vaters in Regensburg beigegeben zu werden. Dort lernte er auch seine spätere Gattin, Friederike, die Tochter des Reichsritters Hochstetter von Hohenstadt, kennen und führte sie im Mai 1793 zum Altar. Bald aber kamen schwere Zeiten für das junge Paar. Beim Herannahen der französischen Revolutionsheere mußte der Sohn im Gefolge des Vaters zu Schiff die Donau hinunter nach Oesterreich fliehen. Erst Moreaus Rückzug erlaubte ihnen beiden wieder die ersehnte Heimkehr. Nach der Zuruhefegung seines Vaters ging Gustav Ende 1799 als Legationsrat nach München und verlebte dort im Kreise der Seinen glückliche Tage. Doch der Siegeslauf des großen Korsen wirft nun seine Schatten auch auf diesen Frieden und macht in den folgenden Jahren den deutsch-russischen Diplomaten zum ruhelosen Wanderer. Nach kurzer Tätigkeits bei der Gesandtschaft in Stuttgart, einer diplomatischen Gastrolle in Holland unter dem Fürsten Dolgoruki (1808) und einer Reise in die Schweiz erhielt er seine Veriehung nach Karlsruhe (1812), wobei ihm freigestellt blieb, diesen Posten von Stuttgart aus zu versehen, wo auch der russische Botschafter Peter von Maltiz residierte, der das Zarenreich in Baden und Württemberg gleichzeitig vertrat. Da brach der Krieg Napoleons mit Rußland aus, und Struve eilte, zunächst allein, nach Karlsruhe, wo er in schwer bedrängter Lage den Gang der Ereignisse abwartete. Während in der badischen Residenz auf die Kunde von der Einnahme Moskaus die Kanonen gelöst und „Herr Gott dich loben wir“ gesungen wurde, kämpfte er mit schweren Sorgen. „Sein Gehalt blieb aus; er hatte sich in einer kleinen Wohnung in der Rähringerstraße, nicht weit von der Post, eingemietet, und oft ging er aufs Land, ein einfaches Mahl dort zu genießen, denn seine noch übrigen Hilfsmittel gab er fast alle den Seinigen hin.“

Nach dem Zusammenbruch der Großen Armee in den russischen Schneewüsten wurde v. Struve — auf das Geheiß des mißtrauischen französischen Gesandten — als russischer Beamter in der badischen Hauptstadt nicht mehr geduldet. Er floh — überall verfolgt und aufgestört — zunächst nach Pforzheim zu seinen dortigen Freunden, dem bekannten Nervenarzt Dr. Koller und dem geistvollen Pfarrer Wilhelm, von da nach Leonberg bei Stuttgart, wo aber die von seiner Ankunft benachrichtigte Polizei ihm abbot,

¹⁾ Den Revolutionär Gustav v. Struve (1818).

²⁾ (1798—1867). Russ. Geschäftsträger in Bern und Generalkonsul in Livorno. Verm. mit Karoline von Kalenberg.

³⁾ Georg Adam 1610—92. — Burkhardt Gottlieb † 1738.

⁴⁾ Dieser trat 1755 in die Dienste des Herzogs v. Solmeim-Gottorp, späteren Kaisers Peter III. von Rußland. So kamen die Struves in die russische Diplomatie.

auf der Stelle Stadt und Land zu verlassen; und schließlich nach Ulm, wo man ihn sogar des Nachts aus dem Bette holte und über die Grenze trieb. So tief lag in jenen Tagen Europa noch im Bann der Furcht vor dem geschlagenen Imperator und seiner dämonischen Macht. — Ueber Bayern gelangte v. Struve nach Oesterreich und von da in das Hauptquartier des russisch-preussischen Heeres in Schlesien. Zur Truppenverorgungs-General-Kommission nach Mecklenburg entsandt, nahm er an den Befreiungskriegen teil, wurde der General-Intendantur beigeordnet und kehrte endlich ordentlich und titelgeschmückt zu seiner Familie zurück nach Stuttgart (1815), wo ihn im Jahre 1817 seine Ernennung zum russischen Geschäftsträger am badischen Hofe in Karlsruhe erreichte.

Im Frühjahr 1817 kam er in seinem neuen Wirkungskreis an. In seiner Amtseigenschaft unterstand er auch hier noch dem in Stuttgart residierenden Gesandten.¹⁾ Es warteten also schon deshalb seiner in Karlsruhe keine Aufgaben von entscheidender Bedeutung und letzter Verantwortung. Ueberdies war der badische Hof dem Herrscher aller Reußen auch in Verwandtschaft nahe verbunden, und die einzige Affäre, bei welcher dem dänischen Großherzog an der Hilfe des allmächtigen Zaren gelegen war — die Wahrung der badischen Pfalz vor den bayerischen „Prätensionen“ — fand ihre unmittelbare Erledigung zwischen den beiden Fürsten selbst am letzten Krankenlager Karls im Schlosse zu Rastatt. — In der Repräsentation vor allem, dann in unmittelbaren Berichten über Stuttgart nach St. Petersburg und in dem Schutz der russischen Untertanen in Baden bestand vornehmlich die Tätigkeit eines Geschäftsträgers des Zarenhofes. Daß von Struve dieses sein Amt mit großer Pflichttreue verwaltete, geht ihm selbst sein preussischer Kollege Barnhagen von Ense zu, der doch sonst in seinen „Denkwürdigkeiten“ alle Ereignisse und Gestalten seiner diplomatischen und gesellschaftlichen Umwelt nur durch die scharfe Vognette seiner böshafsten

¹⁾ Bis 1817 vertrat diesen Völkten Peter Frhr. v. Maltis, dann Graf Gotschke und 1819—21 Fürst Kozloffki.

Kritik zu betrachten pflegte. Andererseits ist in unsrer Familien-Schrift zu wenig Wesentliches über Herrn von Struves amtliche Tätigkeit am badischen Hofe berichtet, als daß ein kritisches Urteil uns darüber möglich wäre. Unstreitig aber war Gustav v. Struve für sein Amt im besten Sinne durch drei wertvolle Eigenschaften geeignet: durch Tradition, Taktgefühl und vornehmen Charakter.

Doch nun sei besser dem Chronisten selbst das Wort gegeben:

„Es war im Frühjahr 1817, als unsre kleine Colonie das heimathliche Stuttgart verließ, um einen neuen Herd im nahen Karlsruhe aufzurichten. Im Eckhause der Bähringer- und Adlerstraße, gegenüber der damaligen Post, war eine geräumige Wohnung im ersten Stock gemiethet, wo die ersten Jahre des dortigen Aufenthaltes verfloßen. Von den beiden ältesten Söhnen war der ältere, Anton, bereits bei der russischen Gesandtschaft in Dresden und in Weimar in Dienstthätigkeit getreten. Der zweite Sohn, der diese Zeilen schreibt, hatte die Universitätsübungen bezogen.

Jahres des Friedens folgen nun auf den sturmbelegten, langen Zeitraum, dessen Wellenschlag den kleinen Nachen, auf welchem wir den Lebensstrom herniederfahren, so wechselnd auf und niederschaukelte und warf.

Vater war als Geschäftsträger in seine neue Stelle gerückt, die ihm bald ein reichliches Auskommen sicherte und die Mittel gab, seine väterliche Sorge auf die Auszubildung seiner Kinderthaar ungestört zu wenden. Dabei machte er doch sein Haus zum Sammelplatz der bessern Gesellschaft der Stadt, und trotz aller Einfachheit die darin herrschte, war das offene Wohlwollen, womit man immer bei den theuern Eltern Zutritt fand, ein reichlicher Ersatz für den Prunk, der in anderen Häusern alanzendere Feste gab.

Eine muntere Jugend versammelte häufig sich in dem heiter aufblühenden Kreise, und für den ernsteren Sinn der Aelteren war nicht minder freundlich gesorgt.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Albrecht / Kriegsgeschichtliche Erinnerungsstätten in Karlsruher Umgebung.

Von jeher war die Rheinebene ein Gebiet, wo die Völker aufeinander gestoßen sind. Die Geschichte meldet uns von Kämpfen zwischen Römern, Kelten und Germanen, sowie von Zusammenstößen der beiden großen deutschen Stämme, der Franken und der Alemannen. Zweifellos ist in jener Zeit auch in unserer Gegend manch blutiger Streit ausgefochten worden, von dem uns jedoch „kein Lied, kein Heldenbuch“ Kunde gibt. Verhältnismäßig spät, erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhalten wir geschichtliche Kenntnis von Kriegstat und Waffengeklirr in unserer engeren Heimat. Im Jahre 1278 war Rudolf von Habsburg zum deutschen König gewählt worden. Zu seinen Gegnern gehörte auch Markgraf Rudolf von Baden-Durlach (1243—1288). Infolgedessen überzog ihn der energische Habsburger alsbald mit Krieg und eroberte seine festen Plätze Mühlburg, Durlach und Grötzingen. Näheres über diese Kämpfe erfahren wir nicht, an blutigen Köpfen beiderseits hat es jedenfalls nicht gefehlt. Durlach erlitt schon wenige Jahre später (1279) eine neue Heimsuchung, als es vom Bischof von Straßburg, mit dem der Markgraf in Fehde geriet, geplündert und verbrannt wurde. Auch Mühlburg hatte, und zwar in den mancherlei Kämpfen des streitbaren Markgrafen Bernhard († 1491) mit den oberrheinischen Städten und deren Verbündeten, noch wiederholt zu leiden. Im Jahre 1428 wurde es von den Feinden überfallen und erobert.

Nach fast hundert Jahren verhältnismäßiger Ruhe brachte dann wieder der Bauernkrieg Waffengeklirr in unsere Gegend. Ein seltsames Flammenzeichen leitete ihn ein, der Brand des Dorfes Berghausen bei Durlach, das auf Befehl seines eigenen Fürsten, des Markgrafen Philipp I., angezündet worden war. Die aufständischen Bauern des Pfälztales hatten sich dort versammelt, es war jedoch gelungen, sie wieder zu beruhigen und zur Heimkehr zu bewegen. Die leuchtende Fackel des brennenden Dorfes sollte ihnen nun ein Straf- und Warnungsmerkmal sein, erreichte aber eher das Gegenteil. Die erbitterten Bauern des ganzen Brunnhaines erhoben sich, zogen vor Durlach, das sich ihnen angeschlossen, und stürzten sich dann auf das Kloster Gottesau. Sie plünderten es gründlich aus und facten, sie wollten die Steine zum Wiederaufbau des verbrannten Berghausen verwenden. In Langensteinbach zerstörten sie den dortigen Herrenalber Klosterhof und warfen sich dann auf das Kloster Herrenalber, das sie vollständig ausraubten und niederbrannten, nachdem ihnen die großen Kellereien ein besonders beliebtes Plünderungsobjekt geliefert hatten. Beim Schlusse dieses grotesken Trauerspiels der Geschichte spielte noch Bruchsal eine Rolle, das von den aufständischen Bauern besetzt war und vom Pfälzer Kurfürsten Ludwig V. erobert wurde (1525).

Aus dem Dreißigjährigen Kriege ist das Treffen bei Mingsheim bei Bruchsal (1622) zu erwähnen, in dem Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach und Ernst von Mansfeld sich siegreich gegen Tilly behaupteten. Die darauffolgende Schlacht bei Wimpfen verlief jedoch bekanntlich unglücklich für den Markgrafen und lieferte sein ganzes Land den kaiserlichen Truppen

aus, die es besetzten und zu einer entsetzlichen Plage der Bevölkerung wurden. Als besonders von der Zerstörung heimgesucht werden gemeldet: Priedolsheim, Königsbach, Mühlburg und Muggensturm. Im weiteren Verlauf schlug der Sohn Kaiser Ferdinands II., König Ferdinand III. in dem Schloß Karlsburg in Durlach sein Hauptquartier auf, während die kaiserliche Kriegskanzlei im dortigen Gymnasium untergebracht war.

Französische Ländergier brachte schon vierzig Jahre nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges neues Elend über die Lande am Oberrhein. Im sogenannten Pfälzischen Erbfolgekrieg — richtiger Raubkrieg genannt — der 1688 ausbrach, nahmen die Franzosen zunächst Philippsburg und verwüsteten dann die ganze Gegend. Am 16. August 1689 ging Durlach mit der Karlsburg in Flammen auf, Graben, Staffort, Mühlburg, Blankenloch, Rinheim, Hagsfeld, Grötzingen, später Rastatt, Ettlingen, Kuppenheim und viele andere folgten. Das Brandmal, das die entmenschten welschen Horden damals unserer Heimat aufdrückten, ist heute noch nicht ganz vernarrt. — Aus dem weiteren Verlauf dieses Krieges sei noch der Uebergang kaiserlicher Truppen über den Rhein bei Schräb (heut Leopoldshafen) auf zu diesem Zwecke geschlagenen Brücken erwähnt (1694).

In dem nun bald folgenden spanischen Erbfolgekriege (1701 bis 1714) gelang es dem tapferen Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, dem „Türkenlouis“, als oberstem Feldherrn der kaiserlichen Truppen, die Franzosen erfolgreich abzuwehren, so daß das von uns behandelte Gebiet nicht wesentlich in Mitleidenschaft gezogen wurde. In jenem Kriege wurde eine interessante Befestigungslinie gebaut, die noch heute auf weitere Strecken deutlich sichtbar ist, die sogenannten Ettlinger Linien. Ein weiter südlich gelegenes Verteidigungswerk Bühl-Stollhofen, das der vorgenannte Markgraf Ludwig Wilhelm errichtet und erfolgreich verteidigt hatte, war nach seinem Tode durch Verrat in die Hände der Franzosen gefallen (1707), und gewissermaßen als Ersatz wurden die Ettlinger Werke angelegt. Sie zogen sich von Daxlanden bis ins Albtal und wurden während der Jahre 1708—1713 erfolgreich gegen die Franzosen gehalten. Später, im polnischen Erbfolgekriege, besetzte Prinz Eugen vorübergehend diese Linien. Am besten sind diese alten Wälle auf der Strecke zwischen dem ehemaligen Forchheimer Exerzierplatz und dem Waldausgang bei Ettlingen erhalten. Im ersten Frühjahr unter den frischgrünen Buchengezellen an ihnen entlane zu wandern, gewährt eine seltene Vereinigung von historisch Interessantem mit reinem Naturgenuss.

Größere Waffenhandlungen brachten unserer Gegend die Revolutionskriege mit Frankreich am Ausgange des 18. Jahrhunderts. Französische Truppen unter Moreau, die zuerst Rastatt besetzten und eingenommen hatten, stießen bei Malsch (bei Ettlingen) am 9. Juli 1796 mit den Oesterreichern unter Erzherzog Karl zusammen, die u. a. bei Mühlburg und Ettlingen feste

Stellungen inne hatten und sich zum Teil auf die obengenannten Gittlinger Linien stützten. Es gelang den linken Flügel der Franzosen zu schlagen, doch fiel die Entscheidung des Tages an anderer Stelle. Bei Rotensohl und Neusatz (unweit Döbel) wüthete ein heftiger Kampf zwischen den beiden Heeren. Ein fünfmaliger Ansturm der Franzosen wurde zurückgeschlagen, herangezogene Reserven entschieden jedoch beim sechsten Ansturm den Tag zugunsten der Franzosen. Unter starken Verlusten zog sich Erzherzog Karl auf Gräfenhausen zurück. Bemerkenswert ist, daß während dieses Krieges auch Karlsruhe vorübergehend von feindlichen Truppen besetzt war. Zwei Tage nach obiger Schlacht rückten Teile des Moreau'schen Heeres in die Landeshauptstadt ein. Am 14. September des gleichen Jahres kam es sogar zu einem Scharmügel zwischen österreichischen und französischen Truppenteilen in den Straßen der Stadt, wobei auch einige Bürgerleute zu Schaden kamen. Erwähnt sei hier auch noch das tragische Ende des erfolglosen Rastatter Kongresses, der die Feindseligkeiten beendigen sollte. Die abreisende französische Gesandtschaft, bestehend aus drei Bevollmächtigten, wurde dicht bei Rastatt von österreichischen Husaren überfallen und zwei ihrer Mitglieder ermordet. Veranlassung und Zweck dieser Untat sind immer unaufgeklärt geblieben, und unsere Nachbarstadt erhielt durch den Vorfall, den sogenannten Rastatter Gesandtenmord, ohne ihre Schuld eine gewisse traurige Berühmtheit. Ein Denkstein bezeichnet die Ueberfallstelle.

So stark die napoleonischen Kriege auch das Land Baden in Mitleidenschaft zogen, besonders auch durch Truppenburdmärsche, so blieb doch unsere Gegend von blutigen Kriegsergebnissen verschont. Eine Störung der auf diese Kriege folgenden Friedensperiode brachte eine ganz andere geschichtliche Erscheinung: der badische Aufstand des Jahres 1849.

Am 14. Mai des genannten Jahres brachte eine Soldateneinheit die Landeshauptstadt Karlsruhe und damit die Regierungsgewalt in die Hand der Aufständischen. Eine treugebliebene Dragonerabteilung wollte sich nach dem Schloß zum Schutz des Großherzogs begeben, stieß aber an der Ecke der Waldhornstraße beim Gasthaus zur Sonne (jetzt Raub) mit einer Rotte Aufrührer zusammen. Diese gaben Feuer und der Rittmeister Max von Paroche sowie ein Unteroffizier und ein Dragoner fielen. Die Dragonerabteilung wurde nach kurzem Kampfe zersprengt. Das Grab des Rittmeisters von Paroche ist noch auf dem alten Friedhof an der Kapellenstraße in Karlsruhe zu finden. Eine Steinsäule, gekrönt von einem badischen Helm, bildet den Denkstein. Das Grab ist noch reichhaltig geputzt, die Inschrift jedoch leider fast nicht mehr zu entziffern. — Ein Nachtkampf fand alsdann noch am Zeughaus zwischen Bürgerwehr und Aufrührern statt, der auf beiden Seiten einige Tote und Verwundete kostete. Fündige Personen wollen noch jetzt am Gitter vor dem Zeughausgebäude Kugelspuren entdecken. Die revolutionäre Regierung war von kurzer Dauer; ihr Schicksal entschied sich hauptsächlich in dem Treffen bei Waghäusel (21. Juni 1849), in dem die Truppen der Aufständischen unter dem aus Polen stammenden General Miroslawski dem unter dem Oberbefehl des Prinzen Wilhelm von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I. heranrückenden preussisch-deutschen Heere gegenüberstanden. Der am Vormittag von den Aufständischen erfochtene Sieg verwandelte sich nach Eintreffen weiterer preussischer Heereskräfte in eine Niederlage, die die teilweise Auflösung des geschlagenen Heeres zur Folge hatte. Es kam noch zu einem kurzen Gefechte bei Durlach, an das ein Gedenkstein erinnert, der an der Pfanzmühle an der Nordostecke Durlachs angebracht ist. Er zeigt zwei eingemauerte kleine Kanonenkugeln und die Inschrift: Zur Erinnerung an den 25. Juni 1849. Kleine Gefechte hatten vorher noch bei Philippsburg, Wiesental, Neudorf und Ubstadt stattgefunden.

Nach Besetzung von Karlsruhe wandten sich die preussischen Truppen gegen das Murgtal und die Festung Rastatt, wo sich die zurückgehenden Aufständischen festgesetzt hatten. Zunächst entspann sich am 28. Juni ein kleines Gefecht bei Michelbach, das für die Aufständischen günstig endete. Dagegen konnten sie am folgenden Tage die Versuchungen, die sie am Federbach und Strichgrund (unweit Muggensturm) errichtet hatten, trotz heftiger Gegenwehr nicht halten. Den hier gefallenen Kämpfern des 25. preussischen Regiments wurde ein Denkmal gewidmet, das beim Uebergang der Straße von Rastatt nach Muggensturm über den Bahnkörper errichtet ist und die Inschrift trägt: „Dieses Zeichen zur ehrenvollen Erinnerung von ihren Kameraden.“ Am gleichen Tage kam es noch zu Kämpfen bei Gerusbach, Bisch-

weier, Oberweier und Winkel, sowie an der Landstraße zwischen Muggensturm und Muggensturm. Bei letzterem Gefechte war der Prinz von Preußen, der sein Hauptquartier in Schloß Favorite aufgeschlagen hatte, selbst anwesend. Er fand Deckung hinter einem Bildstöckchen, das aber von einer feindlichen Kanonenkugel gestürzt wurde, ohne daß der Prinz indessen verletzt wurde. Es wurde später als Andenken nach Potsdam gebracht. Das jetzt an der gleichen Stelle stehende Bildstöckchen ist ein von dem Prinzen bezw. König gesandter Ersatz. Der folgende Tag brachte Gefechte bei Kuppenheim, Iffezheim und Steinmauern, das schon tags zuvor beschossen worden war, sowie bei Doss, wo die Aufständischen durch Wegnahme zweier Geschütze einen kleinen Vorteil errangen. Sie wurden jedoch allmählich vollständig in die Festung zurückgeworfen, die nun eingeschlossen und am 7. und 8. Juli beschossen wurde. Ausfallgefechte bei Niederbühl, Rheinau und Rauental an diesem und den folgenden Tagen brachten noch ziemlich heftige Kämpfe. Mehrere in den Kirchturm zu Niederbühl eingemauerte Kugeln geben noch Kunde hiervon, ebenso ein Denkmal für die hier gefallenen Preußen, das an der Abzweigung des nach Favorite führenden Weges von der Murgtalstraße errichtet ist. Diese Kämpfe konnten jedoch das Schicksal der Festung nicht mehr ändern. Am 23. Juli erfolgte ihre Uebergabe an die Preußen. Ein Standgericht verurteilte 19 Aufständische, darunter ihre Hauptführer, zum Tode durch Erschießen. Die ausgleichende Wirkung der Zeit ermöglichte es, ihnen später einen Denkstein zu setzen, der ihre Ruhestätte schmückt. Den im Kampf gegen die badische Erhebung gefallenen preussischen Offizieren und Mannschaften hat man in Karlsruhe auf dem alten, nun in Anlagen verwandelten Friedhof ein schönes Denkmal gesetzt. Ein gotischer Aufbau von rotem Sandstein, der ein hochragendes Kreuz umschließt, ist gekrönt von der ehernen Figur des drachentötenden Erzengels Michael und trägt außer Namen und Truppenteil der Gefallenen den sinnvoll ausgewählten Bibelvers: Wir wollen lieber sterben, denn etwas wider unser väterliches Geheiß handeln.

Die Schauplätze der Kriege von 1866 und 1870/71 liegen zu weit von Karlsruhe entfernt, als daß dieselben für unseren Bericht in Betracht kommen könnten. Nur ein Vorgang sei erwähnt: In der äußersten Nordostecke des Ellasses, dicht an der pfälzischen Grenze, liegt das alte Städtchen Lauterburg, von Karlsruhe aus in 4 starken Wegstunden erreichbar. Dort erfolgte am 26. Juli 1870 gemissermaßen der Auftakt zum deutsch-französischen Krieg. Eine Reiterpatrouille unter dem württembergischen Generalstabsoffizier Graf Zeppelin überschritt hier die Grenze zum Zwecke eines Reconnoissierungsrittes. Die Begleiter des Grafen waren neben 4 Dragonern die badischen Leutnants von Biltter, von Wechmar und Winsloe, welsch letzterer einer in Baden ansässigen, englischen Familie entstammte. In tollkühnem, selbständigem Ritt konnte die Patrouille die Gegend 5 Meilen landeinwärts durchstreifen und wichtige Erkundungen einziehen. Im Scheurlenhof südlich von Wörth wurden die rastenden Reiter jedoch vom Feind überfallen, wobei Winsloe fiel, von Biltter und von Wechmar, ersterer schwer verwundet, in Gefangenschaft gerieten. Graf Zeppelin konnte sich durchschlagen, entkam und brachte die wichtigen Ergebnisse seiner Streife ins Hauptquartier. Die Leiche Winsloes, des ersten Opfers im großen Krieg, wurde nach Karlsruhe geschafft und liegt auf dem neuen Friedhof begraben. Eine in englischer Sprache abgefaßte Inschrift auf dem Grabstein lautet in deutscher Uebersetzung: „Geweiht dem Andenken von William Herbert Winsloe, Leutnant im 3. Badischen Kavallerie-Regiment, Sohn von Richard und Isabella Winsloe. Er fiel bei einem Reconnoissierungsunternehmen am 26. Juli 1870 in Erfüllung seiner Pflicht im Scheurlenhof bei Niederbromm im Elsass. Er starb als tapferer Soldat im 27. Lebensjahr.“ von Biltter stand später als Train-Rittmeister in Karlsruhe und der Verfasser dieser Zeilen hat ihn noch persönlich gekannt und von seinen damaligen Erlebnissen erzählen hören. — Dieses tolle Reiterstückchen wirkte damals in der dumpfen Zeit zwischen Kriegserklärung und Beginn der Feindseligkeiten wie ein frischer Luftzug, wurde vielfach besjubelt und sogar besungen. Der Name des Grafen Zeppelin war in aller Mund, nicht nur in Deutschland, und so sehen wir hier den seltenen Fall, daß derselbe Mann zweimal, und zwar auf ganz verschiedenen Gebieten, die weitesten Kreise mit seinem Ruhm erfüllen konnte — einmal in der Jugend und einmal im Alter —, denn der kühne Reiterführer von damals war der spätere Erfinder des lenkbaren Luftschiffs, der Eroberer der Lüfte, Graf Ferdinand von Zeppelin.

Joachim Freiherr v. d. Golz / Aus dem „Löwen“

Zu meinen besten Freunden zähle ich den Löwenwirt, der ein Gasthaus in einem badischen Weindorf im Schwarzwald betreibt. Der Mann hat die Eigentümlichkeit, daß er mit einem jeden Gast, sei dieser ihm fremd oder vertraut, eine verständige Unterhaltung pflegt, ohne jedoch selber einen Trunk zu tun. Dafür beobachtet er die Menschen umso schärfer und gleich, indem er die Ueberlegenheit, die ihm sein Nüchternbleiben verleiht, in boshafter Weise auszubenten verachtet, einem Arzte, zu dem die Kranken beichten kommen. Klagen und Streitigkeiten aller Art werden täglich an seine Tische gebracht, und selten einmal geschieht es, daß die lange Reihe vom Tagwerk Ermüdeten oder an rebellischem

Groll Leidender durch einen frohen Menschen unterbrochen wird. In späterer Nacht, wenn sich der Schwarm verlaufen hat und wenn die Fensterläden geschlossen und seine Weichselute schlafen gegangen sind, steigt der Löwenwirt in den Keller und bringt einen Krug besonders guten, selbstgezogenen Weines heraus; er wird dann philosophisch. Da er weiß, daß ich die Menschenliebe, die er hegt, spüre und an ihm liebe habe, plaudert er unbekümmert von allen möglichen Dingen zu mir, indem er zum Zeichen der fallen gelassenen Reserven nun selbst einen Trunk tut.

Eines wunderte ihn, sagte er eines Nachts, als schon Hund und Kase schlief und nur die von der Ofenwärme aus ihrem

Winterschlaf erweckten Marienkäferchen über die feuchte Tischplatte krabbelten, eines wundere ihn immer aufs neue, wie die Leute so selten den Mut ausbrächten, ein freies, ein empfundenes Wort zu sagen. Haß, Neid, Eifersucht, Mißgunst, und überhaupt alle zerlegende und zerfetzende Betrachtung des Nebenmenschen blühe freilich lustig an seinen Tischen, und niemand schäme sich, den anderen zu beurteilen, als stede er in dessen Haut; dagegen bestie offenbar eine tiefe Abneigung des Menschen, etwas zu loben. Allenfalls ließe man sich herab, gerecht von einem zu sprechen. Ob es denn soviel schwerer sei, Gott in seinen Geschöpfen zu loben als geradenwegs in der Kirche? Er, der Löwenwirt, erinnere sich, in einer flandrischen Stadt einmal ein Gemälde, ein Altarbild gesehen zu haben, auf dem ein Zug Menschen, Weiber und Männer, dargegestellt war, die jedes eine Blume in der Hand trugen und sich mit feierlichem Wesen mitten in das Getümmel einer kriegerischen Menge hineinbegaben. Diese blumentragenden Leute, die sich um Schwerter und fliegende Geschosse nicht sorgten, seien ihm als ein Gleichnis vorgekommen; jeder, der das Wort zum Lobe eines Dinges oder eines Menschen gebrauchte, begäbe sich damit und solange gleichsam in einen ungeschützten Zustand, er sei währenddem den urteilenden Beobachtungen der anderen wehrlos ausgesetzt, ein Tänzer inmitten eines Kampfgetümmels, er mache sich abhängig von dem guten Willen der Zuhörer, ihn zu schonen, und trage sein Wort wie eine Blume in der Hand, während die Anderen die ihrigen wie Pfeile und Lanzen und Kanonenkugeln versendeten. Ein ungewöhnlicher Mut gehöre dazu, ein Lob zu sagen. Doch habe er, der Löwenwirt, beobachtet, daß die Leute gar viele Dinge liebenswert und lobenswert fänden, und daß es ihnen wohlthun möchte, solches Lob auszusprechen, nur fürchteten sie sich davor, unbewaffnet dazustehen, sei es auch bloß für eines Augenblickes Dauer. Auf die Ritterlichkeit der anderen trauten eigentlich nur die Verliebten.

Verliebte, wandte ich hier ein; gibt es denn Verliebtheit ausschließlich zwischen Männlein und Weiblein im blühenden Lebensalter? Darf man nicht verliebt sein in tausend Dinge, in den Gang eines Tieres, das Sausen eines Rades, in ein Stück Vorke? einen krabbelnden Marienkäfer? —

Das ist es eben, unterbrach mich der Löwenwirt, indem er gegen seine Gewohnheit heftig wurde; die Gehebe der Ritterlichkeit hätten Geltung wohl gegenüber einem verliebten Paar, nicht aber was die Liebe zu Gott anginge. Die sei ungeschützt. Und doch . . .

Und doch? fragte ich gespannt. —

Nun, meinte er, indem er mit dem Finger nach oben, nach der Decke der Stube wies, wo sich die Kammern seiner schlafengegangenen Weibskente befanden — die Weiber gäben ein Vorbild. An ihnen gefalle es jedermann, wenn sie lobsingen. Aber sie täten es auch um zu gefallen, und das sei lieblich anzuschauen, doch eben weil es in der Natur der Sache liege, nicht schwer zu vollbringen. Ein Mann dagegen, der es unternimmt, in unserer Zeit der Schwärmung des Lebens ein Ding oder eine Tat oder ein Werk zu preisen, und sei es mit den schlichtesten Worten, wage etwas, er wage es baraufhin, lächerlich und schwächlich ansehnend und von den anderen um deswillen ausgebeutet zu werden. Er, der Löwenwirt, sei der Meinung, und eine lange Erfahrung habe ihn dahin gebracht, zu glauben, daß die Leute sich eigentlich aus dem Grunde einen Rausch antränken, um die Courage zu gewinnen, gut von der Welt zu sprechen. Er habe oft Zweifel wegen der Menschenfreundlichkeit seines Berufes gehabt, doch seit er gemerkt habe, daß der Wein seinen Gästen als ein Mittel diene, um anstandslos von ihrer Verliebtheit in die Welt Zeugnis abzulegen, — denn auch die Trunkenen genossen einer ritterlichen Schonung — seitdem betreibe er sein Geschäft mit frischem Zutrauen. Ach, wenn es ihnen doch auch ohne den Wein gelänge, setzte der Wirt hinzu mit einem besorgten Blick nach dem Olymp der Schlafkammern, wo eben ein Geräusch hörbar wurde; aber schließlich habe ja selbst der Vater Noah seines Weinberges bedurft, um sich in der Frömmigkeit zu behaupten. Im Grunde sei es unsinnig, das Urteil und den Spott der Leute zu fürchten, denn sobald einer diese Furcht überwinde und herabhaft rede, neigten sich ihm die Gemüther von selbst zu, und er werde so liebreich und ritterlich behandelt wie die Wasserwagen in der Schlacht bei Maurepas.

Was ist das für eine Geschichte mit den Wasserwagen bei Maurepas? fragte ich begierig.

Wir lagen bei Maurepas, erzählte nun der Löwenwirt, nachdem er sein Glas in langen Zügen ausgehört — seit sieben Tagen in Erdlöchern ohne Unterstände und seit vier Tagen ohne Wasser. Uns gegenüber hatten wir Engländer, und das war ein Trost, der Engländer war immer ein nobler Feind. Aber er wußte, daß wir wie gewöhnlich gering an Zahl und sehr erschöpft waren, und daß es uns überall an Munition mangelte. Ich glaube sogar, die Teufelskerle wußten, daß sie uns die Wasserzufuhr abgeschnitten hatten. Brunnen gab es nicht, Laufgräben nach hinten gab es nicht mehr. Der Mann, der es riskierte, eine Bitte Wasser auf dem Rücken bei Nacht über das Trichterfeld zu tragen, ohne die kostbare Last zu verschütten, mußte noch geboren werden. Ein Gefährt aber vermochte auch in der dunkelsten Nachtstunde nicht bis zu uns zu gelangen.

Die Engländer hatten es nicht einmal nötig, hierüber nachzudenken, denn wir lagen uns gegenüber wie auf zwei Wein-

bergen, die durch eine schmale Mulde geschieden sind, und sie konnten mit bloßem Auge sehen, wie unsere Grenadiere das Del aus den vor Tagen ausgefütterten Sardinienbüchsen zum Frühstück tranken. Und obwohl wir das sorgfältig verheimlichten, brachten die Guten nur von dem Apfel auf den Baum zu schließen, um sich zu sagen, daß uns das Wasser zum Kühlen der Maschinengewehre mangeln würde, sobald es zum Angriff kam.

Der kam an einem wunderschönen blauen Morgen. Der Engländer verfuhr nach seiner bewährten Manier: da er es nicht liebte, unnötigerweise getötet zu werden, schickte er nach tagelanger Beschießung einen Kühlungstrupp vor, dessen Aufgabe es war, nachzusehen, ob noch jemand von uns am Leben wäre. Bekam der Trupp Feuer, zog er sich alsbald zurück und die Hadmaschine begann aufs neue. Dies Spiel wiederholte sich dreimal an jenem Morgen, und als der Leichenföhrer zum viertenmal vorgezogen werden sollte, geschah es, daß unsre Maschinengewehre heißgelaufen waren: es gab kein Wasser!

Hier machte der Löwenwirt eine Pause; er wuschte sich mit seinem Sacktuch die Stirn und seufzte, — eine Verwendung seiner Lungen, die ich bisher nie an ihm wahrgenommen hatte. Schauen Sie, Herr Doktor, fuhr er dann fort, dies war das schwerste Erlebnis, das mir in den ganzen Jahren widerfahren ist. Nicht etwa darum, weil es uns so elend erging; der Mensch gewöhnt sich an alles und paßt sich an wie das Würzelchen, das im steinigten Boden seinen Weg sucht. Durstig, frierend, saßen wir neben unsren unbrauchbaren Gewehren, ein Stück hartes, schimmeliges Kommissbrot in der Tasche und die Aussicht, demnächst auf ein Bajonett gespießt zu werden vor Augen — und doch entsinne ich mich eines beinahe seligen Gefühls, etwa so: jetzt ist alles getan, jetzt muß der Herrgott weiterhelfen. Ja, kinderleicht war mir zumut. Der Mensch ist ein kurioses Ding. Plötzlich packte mich ein Kamerad am Arm und zeigte auf den Hügel, wo die Engländer lagen. Kommen sie? frage ich wie im Traum. Der Kamerad antwortet nicht, er zeigt immerzu auf den eckigen kalkweißen Hügel. Sonderbar, dort stehen die Rakibraunen! Träume ich denn wirklich? Dort standen sie, man konnte die Offiziere mit ihren Ferngläsern erkennen. Sie gestikulieren mit den Armen und schauen nach uns herüber, als wären wir ein Theaterstück. Warum kommen sie denn nicht? Sie machen gar keine Anstalten zu kommen, sie standen da wie ein aufgeregtes Publikum im Theater; es war geradezu ärgerlich für uns, so angestarrt zu werden. Ich war wütend. Ich bin von Kind auf ein Freund der Ordnung gewesen, und es war ein Hohn auf alle Ordentlichkeit, daß der Engländer sein Gewehrfeuer eingestellt hatte und dennoch nicht zum Angriff antrat. Ich beobachtete sogar, wie einer der Rakibraunen sein Gewehr anlegte, und wie ein Offizier neben ihm es ihm aus den Armen riß. Einen Augenblick starrte ich nach oben in die Luft, ich meinte nicht anders, als ein himmlischer Engel sei im Glorienschein zwischen den Rauchwolken erschienen, und es werde sogleich der Gesang ertönen: Friede auf Erden . . . Es war in der That zum Wunderlichwerden, denn plötzlich sehe ich, daß unsere eigenen Leute aus den Löchern herausgestiegen sind und mit den Händen in den Hosentaschen wie auf der Kirchmeß dastehen und die Landschaft betrachten. Aber nicht die Landschaft vor uns, nein, sie schauten nach rückwärts!

Nun, Herr Doktor, es ist wohl besser, ich sage einfach, was vor sich gegangen war. An jenem Morgen, als die Schlacht bei Maurepas auf ihrem Höhepunkt angelangt war, wie die Christlicher sagen, — erschien plötzlich auf den Hügel hinter der deutschen Linie, — am helllichten Tage in einem Gelände, wo man es keiner Rabe zugetraut hätte, heil hindurchzukommen, — eine Kolonne von Fahrzeugen, die im gestreckten Galopp nach vorn vorpreschten. Es waren Fahrzeuge mit Wassertonnen! Ein junger Offizier galoppierte voran. —

Und der Engländer, Löwenwirt? —

Der Engländer — das war es eben; die Kerle hatten sich kaum von ihrer Verblüffung über das kühne Unternehmen erholt, da hörten sie auf zu schleichen. Nach einer Weile stoppte sogar die Artillerie. —

Löwenwirt! —

Herr Doktor, ich versichere Ihnen, die Wagen stürmten auf offenem Felde heran, proksten ab, und der junge Offizier saluterte nach den Rakibraunen hinüber, die in ihren Gräben standen und winkten und in die Hände klatschten. Es war einfach zum Heulen. Wir liefen die Tränen über die Waden vor Wut. —

Vor Wut? Aber Löwenwirt, es war doch ein wunderschönes Erlebnis! —

Meinen Sie, Herr Doktor! — Der Löwenwirt war aufgestanden und stürmte durch die Gaststube, immerzu von einer Wand an die andere. Zuletzt blieb er vor mir stehen und schrie: ist es etwa ein Vergnügen, Herr, wenn man zerlumpt und wehrlos in einem Drecksloch sitzt und zuschauen muß, wie andere Leute das Glück haben, aromütig sein zu dürfen?

Wieder rampte der Löwenwirt durch die Stube, wieder blieb er vor mir stehen; diesmal sprach er sanfter: er habe diese Geschichte jahrelang in sich hineingebissen, und es habe ihn gewürmt solange, bis es ihm endlich gelungen sei, ein Gleichnis daraus zu machen. Jetzt wisse er, daß keine Grobmut von dem Himmel falle. Auf den Anstoß kommt es an. Auf den Mut zum Bekennen. Der erzeuht immer Grobmut und Menschenliebe und alles mögliche Anständliche. Der Köhn im März ist das Bewegende, nicht die Frühlingssonne. Prost, Herr Doktor! —